

Flucht, Heimkehr, Vertreibung

Kindheitserinnerungen von Heinz Liebig

Am Morgen des 19. Januar 1945 glühte der Osthimmel wie Feuer, es war eine ängstliche Beleuchtung. Später stellte sich heraus, dass es nicht das Leuchten war, sondern das Heranrücken der Russen, die die Dörfer in Brand steckten.

An diesem Vormittag hatten wir keine Schule mehr, alles ging durcheinander. Wir Kinder, ich war 10 Jahre alt, erkannten die Situation noch nicht.

Am späteren Vormittag wurde auf dem Ring vom Kreisleiter der NSDAP (er erschien in Uniform) eine Ansprache an die Namslauer gehalten. Ich höre seine Worte noch heute. Er sagte: „Es bestehe keine Gefahr für die Stadt Namslau. Und wer das behauptete, den werde er auf seine Weise bestrafen.“ Dabei klopfte er auf seine Pistole. Dann verließ er den Platz. In der Seitenstraße wartete schon das gepackte Auto und er verschwand. – Die Menschenmenge löste sich auf – skeptisch.

Meine Mutter wurde sehr unruhig; sie sagte: „Es liegt etwas Schlimmes in der Luft.“ Und fing an, die Sachen für uns fünf Kinder und die wichtigen Papiere und Dinge zu packen. Wir mussten uns warme Kleidung anziehen und uns ruhig verhalten. Plötzlich sagte sie, dass wir nun nach draußen auf den Ring gehen müssen. Nun standen wir in eisiger Kälte und hofften, wie es uns gesagt wurde, dass uns ein Militärauto abholen würde; es kam dann auch. Der Tross setzte sich in Bewegung. Bei hellem Mondschein fuhren wir aus Namslau heraus in Richtung Ohlau. In den Waldgebieten hatten wir schon mit Gewehrschüssen der Partisanen Bekanntschaft gemacht. Wie lange die Fahrt bis Ohlau ging, bekam ich nicht mit. Der Schlaf hatte uns Kinder übermannt.

Plötzlich befanden wir uns schon auf der Oderbrücke und fuhren in Richtung Jordansmühl. Für uns war das eine riesige Freude, denn unsere Großeltern wohnten dort, da haben wir auch geschlafen und wurden gepflegt. Mit einer Treckerkolonne auf Hängern mit Stroh wurden wir weiter transportiert in Richtung Nimptsch. Die Stadt Nimptsch liegt hoch auf dem Berg. Durch das Glatteis wäre es fast zu einem schweren Unglück gekommen. In Nimptsch wurden wir gepflegt und mit anderen Fahrzeugen in Richtung Reichenbach – Schweidnitz gefahren. Dort bekamen wir ein Quartier auf einer Terrasse zugewiesen. Wir mussten auf dem Terrazzo-Fußboden schlafen. Nach zwei Tagen ging es weiter durch das Eulengebirge in Richtung Schweidnitz – Landeshut bis nach Schönberg. In diesem Dorf wohnten wir drei Wochen. Dort sahen wir Kinder zum ersten Male, wie Gefangene oder auch Insassen von KZs erbärmlich gekleidet und zum Teil geschlagen wurden. Dieses furchtbare Bild werde ich mein Leben lang nicht vergessen.

Von dort aus ging ein neuer Tross mit uns über Bolkenhain, an Grüssau vorbei, in die Nähe von Trautenau. Dort blieben wir eine Woche. Nach dieser Zeit ging es dann von Trautenau mit dem Zug durch das damalige Protektorat Böhmen und Mähren bis nach Groß-Meseritsch. Die Stadt hat eine schöne Burg. In den Betriebswohnungen der Burg bekamen wir unsere Unterkunft. Es war eine richtige Wohnung. Es gab eine bemooste Mauer, wo wir Jungen spielten. Mein Bruder rutschte aus und brach sich den rechten Arm. Da es ein komplizierter Bruch war, musste er ins Krankenhaus-Lazarett nach Brünn. Meine Mutter, mein Bruder und ich mussten dorthin 60 km mit dem Zug fahren. In der Klinik musste der Ellenbogen trotz Bombenalarm operiert werden. Zurück in Groß-Meseritsch, mussten wir unser Quartier wieder verlassen.

Nun ging es mit dem Zug über Iglau nach Budweis. Dort durfte ich meinen 11. Geburtstag im Eisenbahnwagen verbringen. Zwei Tage hat unser Troß in Budweis genächtigt - trotz Tieffliegeralarm und -beschuß. Selbst in dem kleinen Dorf, wohin wir gefahren wurden, sahen wir die brennende Stadt Budweis. Wir wurden im Saal des Gasthofes untergebracht und mussten mit mehreren Familien dort schlafen und wurden gepflegt. Nach einigen Tagen ging der Tross weiter, denn der Krieg war noch nicht zu Ende. Vom Osten her dröhnte der Frontlärm der Russen und von der westlichen Seite kämpften die Alliierten. Wir standen längere Zeit am Straßenrand voller Angst. Dann kam eine SS-Sanitätskolonne, hielt an und wir wurden hastig auf die Lkw's verfrachtet. Unserer Familie passierte dabei etwas Unglückliches; wir wurden in der Hektik geteilt (getrennt), jeweils auf verschiedene Lkw's verfrachtet. Nach mehreren Kilometern stellte ein Begleitoffizier fest, dass das Auto meiner Restfamilie nicht dabei war. Ein Jeep brachte dann die Restfamilie zurück zum Sammelplatz. Der Transport ging einen Tag und eine Nacht in Richtung Süden. Wir landeten bei den Amerikanern, die uns mit Lkw's zu einem Hochwald brachten. Die Männer bauten provisorische Unterkünfte. Die Feldspaten und kaputte Zeltplanen kamen dabei zum Einsatz. Aus Bäumen und Reisig bestanden dann unsere Unterkünfte. Die Amerikaner gepflegten uns provisorisch mit Konserven und Brot, der Hunger war groß.

Nach 10 Tagen wurden Pferdegespanne gestellt, die uns wieder nach Hause bringen sollten. Jeder Treck bekam einen Leiter, der von den Amis Dokumente bekam, dass wir wieder nach Deutschland fahren dürfen. Unser Treck war mit Dokumenten bis Gleiwitz ausgestellt in Richtung tschechische Grenze. Bis dorthin hatten wir amerikanische Begleitung. Nun ging es weiter ohne Schutzbegleitung und ohne Verpflegung. Die Not und der Hunger waren so groß, dass wir den Harz von der Baumrinde aßen und am Wege die Felder nach Kartoffeln

absuchten. In Straßengräben gab es Wasser zum Trinken. Die letzte Nacht war fast die schlimmste und alle waren kräftemäßig am Ende, Menschen und Pferde. Vom Himmel kam eine Stimme: weitergehen, es kommt Hilfe. Ein Hoftor wurde geöffnet für Menschen und Tiere. Dort gab es gedämpfte Pellkartoffeln und Milch. In den Scheunen und Remisen durften wir schlafen. Wir dankten unserem quasi Lebensretter und der Tross ging weiter nach Tabor bis zum Güterbahnhof, da war unser Pferdetroß zu Ende. Wir wurden in offenen, vom Steinkohledreck verschmutzten Güterwaggons verladen. Wir Männer haben mit Brettstücken den gröbsten Dreck rausgescharrt. Endlich kam auch eine Lok an unseren Zug und es ging ins Ungewisse. Plötzlich sahen wir ein Schild „Pardubie“- auf Deutsch „Königgrätz“, da wurden wir ruhiger. Das Gerücht machte die Runde, dass der Tunnel durch den Berg in den Glatzer Kessel von Deutschen gesprengt wurde. Die Russen kamen trotzdem durch bis zum Riesengebirge. Wir mussten den Zug verlassen und über den Bergkamm in den Glatzer Kessel zu Fuß im hohen Schnee. Im Tal auf dem Bahnhof Mittelwalde stand ein Personenzug in Richtung Glatz. Es ging weiter über Patschkau – Ottmachau – Neisse Richtung Cosel bis Heidebreck. Dort stand der Zug bis der Tag graute, dann nach Gleiwitz. Das war das Endziel unseres Trecks! Nun musste jeder sehen, wie er weiterkommt.

Auf Grund von Zwischenfällen durch russische und polnische Soldaten flohen wir aus dem Bahnhof in die Stadt. An einer Kreuzung der Stadt kamen Leute aus der Fabrik, die nach Hause gingen. Sie gaben uns noch die Reste aus ihren Kochgeschirren vom Mittagessen für die Kinder und Mütter. Die Leute nahmen uns außerdem mit zu sich nach Hause. Dort durften wir duschen und in deren Betten, Sofa oder Sessel schlafen. Es war für uns das Paradies.

Am nächsten Tag gingen wir zum Bahnhof und stiegen in den Zug nach Tarnowitz. Wir kamen bis nach Kreuzburg/OS, aber wir mussten nach Namslau. Auf dem Nebengleis stand ein Zug mit dem Schild „Wroclaw – Namslau – Olisnieca. Hurra, das wird unser Zug sein. Nach einer Stunde setzte sich tatsächlich der Zug in Bewegung. die Polizei fragte meine Mutter auf Polnisch, ob das ihre Kinder sind. Sie beantwortete die Frage auf Polnisch, so durften wir mitfahren. Deutsche durften nicht mitfahren. Wir näherten uns Namslau, der Turm der Peter-Paul-Kirche und der Rathausturm waren schon von weitem zu sehen. Wir waren schon sehr aufgeregt. Wie werden wir unsere Wohnung vorfinden? Der Zug hielt und wir waren wieder zu Hause. Mein erster Blick war, ob noch mein Schlitten am Hotel „Goldene Krone“ stand, wo ich ihn am 19. Januar abgestellt hatte (leider war er nicht mehr da). Unsere Wohnung war noch erhalten, aber einiges fehlte. Außerdem kein Strom und kein Wasser. Auch Lebensmittel waren nicht da (Konserven fehlten); wir hatten nichts zu essen.

Nach vier Tagen kamen Milizbeamte und forderten uns auf, die Wohnung umgehend zu räumen. Eine neue Wohnung, Stube und Küche für sechs Personen, wurde uns zugewiesen.

Wir trafen einen alten Herrn, der auf seinem Kutschbock saß, der schien meine Mutter zu kennen, denn er sprach sie an und sagte ihr, dass unsere Oma noch in Wallendorf geblieben ist und auf uns wartete.

Am nächsten Tag packten wir unser Hab und Gut zusammen, was uns noch geblieben war, und machten uns zu Fuß auf nach Wallendorf zur Oma. Es war eine kleine Karawane, die über die Landstraße zog, mit Kinderwagen und Karren. Es waren bis Wallendorf fast 20 Kilometer bei der Hitze zu laufen. Das Wiedersehen bei der Oma kostete uns allen viele Tränen, waren es doch viele Monate von Januar bis Juni, in denen wir nichts

voneinander hörten. Die Oma überschüttete uns mit gutem Essen und Trinken, weil wir so ausgehungert waren. Das hatte aber für uns alle schlimme Folgen, das Örtchen reichte für sechs Personen nicht aus.

An einem Tag im August 1945 kamen Fremde ins Dorf; es waren Polen. Auch die Miliz war dabei. Diese Staatsgewalt teilte die polnischen Bürger in die Gehöfte auf. Auch auf Omas Grundstück kam eine junge Frau mit ihrem 2-jährigen Sohn. Die Miliz sagte: „Das ist eure neue Besitzerin und Herrin, was sie sagt, müsst ihr machen.“ Wir mussten sämtliche Arbeit für die Polin machen. Wir waren ihre Sklaven, wir bekamen nur das Essen.

Am 9. Oktober 1946 kam dann die polnische Miliz mit Karabiner und Bajonett ins Dorf. Zwei Polizisten standen mit ihren Gewehren in der Haustür mit dem Befehl, dass wir in 20 Minuten aus dem Haus sein müssen. Wir wurden in die Schule geführt und wurden eingeschlossen.

Am Morgen kamen Fahrzeuge, die uns an die Polizeistation nach Strehlitz brachten. Von dort aus ging es zur Sammelstelle in der Kaserne in Namslau. Dort war alles überfüllt und wir mussten im Freien übernachten. Frühmorgens wurden wir registriert und gezählt, auf Lkw's geladen und zum Güterbahnhof gebracht. Dort standen Güterzüge, in denen wir nach Nummern platziert wurden. Dann wurden die Waggonen von außen verschlossen. Wir hatten Angst und dachten, es geht nach Ost-Sibirien. Das Schild „Namslau Hauptbahnhof“ zog an uns vorbei, aber Oels ein Hoffnungszeichen, dass es in den Westen geht. Nach einer Weile hielt der Zug an einem kleinen Bahnhof. Wir wurden aufgefordert, den Zug zu verlassen und in Reihen anzutreten. Es ging in die Ortschaft. Dort wurden wir aus Hygienegründen mit Pulver eingestäubt und wieder zum Zug gebracht. Der Zug fuhr in Richtung Westen. Vor der Neissebrücke wurde das Zugpersonal gewechselt, jetzt fuhren wir mit deutscher

Mannschaft bis KönigsWusterhausen. Nach einer Berlinrundfahrt über KönigWusterhausen nach Storkow. Dort brachte man uns mit Lkw's in Quaratänelager Küchensee, das war ein ehemaliges Militärlager. Die erste Nacht verlief ruhig. Dann fing es an zu jucken und kratzen. Beim Aufstehen erkannten wir die Ursache, es waren Wanzen. Allerdings konnten wir uns hier richtig waschen und eine richtige Toilette benutzen. Wir wurden gepflegt und konnten erste Suchbriefe absenden. Nach 14 Tagen kam eine neue Belegschaft und wir wurden nicht mehr voll gepflegt. Der Hunger war groß und wir mussten sehen, wo wir Abfälle oder vom Feld etwas holen konnten. Es war nicht so einfach, da das Lager bewacht wurde.

Endlich nach Tagen konnten wir das Lager verlassen. Mit dem Zug ging es in Richtung Kyritz an der Knatter. Im Laufe des Vormittags mussten wir den Zug verlassen und auf dem Vorplatz des Bahnhofs mit unserem Gepäck warten. Gegen 14.00 Uhr kam eine Kommission mit Listen, auf der unsere Namen standen. Wir wurden auf Trecker mit Anhänger geladen. Auf unserem Hänger war wir 22 Umsiedler (Vertriebene), alle aus dem Kreis Namslau und Wallendorf. Es war schon dunkel, als wir in Boddin Krs. Ostprignitz ankamen. Der Gastwirt begrüßte uns mit seiner Frau. Sie zeigten uns dann den Saal, der mit Strohaufgaben ausgestattet für einige Tage unser Schlafquartier werden sollte.

Meine Familie kam später zu einem Großbauern auf den Hof. Das Quartier war äußerst spartanisch: Eine Stube für sechs Personen, die außerhalb des Hauses war und nur mittels einer steilen Treppe zu erreichen war. Das Mobiliar bestand aus zwei Betten, einem kleinen Tisch und zwei Stühlen sowie einem kleinen Schrank. An anderen Ende des Hauses befand sich eine kleine Küche für uns mit fließend Wasser. Es war eng und einfach, aber wir hatten erstmals eine Bleibe. Und nach zwei Jahren konnten wir nun nur in eine 1-klassige Dorfschule gehen.

Soweit meine Kindheitserinnerungen.